

Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Was kann eine solidarische Ökonomie bewirken?

Es brennt weltweit. Die Flüchtlingsdramen im Mittelmeer und Gesamteuropa, die immer dringlicher werdenden Warnmeldungen der Ökologen und die wiederholten Hinweise vieler Ökonomen auf die nächste Finanzkrise lassen kaum noch Zweifel zu. Wir wiegen uns in falscher Sicherheit, wenn wir meinen, es werde sich schon alles von alleine einrenken.

Wir stellen uns die Frage, wie Wirtschaft und wie Gesellschaft aussehen muss, dass die Wirtschaft wieder dem Menschen dient – und nicht umgekehrt die Menschen der Wirtschaft.

Die Ideen der Solidarischen Ökonomie

Solidarische Ökonomie ist eine Wirtschaftsweise, die Wirtschaften nicht als Konkurrenz, sondern als kooperativen Prozess zum Nutzen der ganzen Gesellschaft gestalten will. Dies setzt selbstverständlich voraus, dass wirtschaftliche Prozesse sich an grundlegenden Werten wie die Einhaltung der Menschenrechte und der Pflege und Erhaltung der Natur orientieren. Dieser Anspruch ist der Ausgangspunkt für den programmatischen Begriff „Solidarisch“ im Konzept der „Solidarischen Ökonomie“.

Viele, die sich für die Idee einer Solidarischen Ökonomie engagieren, sind oder waren in anderen sozialen Bewegungen aktiv, etwa in der Genossenschaftsbewegung, dem konziliaren Prozess, den die Kirchen 1983 in Vancouver ins Leben gerufen haben, um sich weltweit für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Wurzeln finden sich aber genau so in der Umwelt- und Friedensbewegung, der großen Bewegung der Globalisierungskritiker im Umfeld von attac und im Widerstand vieler Bürgerinnen und Bürger aus der ehemaligen DDR.

In einer kleinen Reihe haben wir dokumentiert, welchen Blick Tischlermeister Kurt Sommer aus Lauenburg auf das gegenwärtige Wirtschaftssystem hat, und wir haben bei der alleinerziehenden Bettina Bräuer vorbeigesehen, die im Osten der Republik wohnt – und auf Hartz IV verzichtet, obwohl ihr das zustehen würde.

Aus diesen Alltagsbetrachtungen auf Leben und Arbeit von Kurt und Bettina ist eine Serie mit neun Kapiteln entstanden, die einen zeitgemäßen Einblick in unser Wirtschaftssystem gestattet. Sie zeigt auf, was dieses Wirtschaften mit uns, den Menschen macht – und gibt zugleich Anhaltspunkte, wie ein neues, ein anderes Wirtschaftssystem nicht nur die Wirtschaft, sondern auch unsere Lebensbedingungen verändern könnte.

Teil 1) Arbeiten für das Gemeinwohl

Teil 2) Warum gerät das Gemeinwohl beim Wirtschaften aus dem Blick

Teil 3) Das Menschenbild – gibt es den Homo oeconomicus?

Teil 4) Wirtschaften für das Gemeinwohl ist möglich

Teil 5) Der andere Umgang mit Geld

Teil 6) Wie wollen wir arbeiten?

Teil 7) Warum sind unsere Zinsen so niedrig? Die Politik der Europäischen Zentralbank

Teil 8) In einer globalisierten Welt die Region stärken

Teil 9) Was wir selbst – schon jetzt – tun können

Solidarische Ökonomie in der Praxis: Eine Einführung

Arbeiten für das Gemeinwohl

Wenn Kurt Sommer*, Tischlermeister in Lauenburg, am Montagmorgen zu seiner Baustelle fährt, wird er mit großer Sicherheit keinen Gedanken darüber verlieren, welchen Dienst er heute wieder dem Gemeinwohl erweist. Es ist auch ziemlich egal, was ihn an diesem Montag zur Arbeit treibt, entscheidend ist, dass er an diesem Tag sowohl für sich selbst sorgt als auch gleichzeitig einen wertvollen Beitrag für das Wohl der Bürger/innen in Lauenburg leistet. Der berühmte Marktmechanismus sorgt dafür, dass die vermutlich durchaus eigennützigen Erwägungen von Herrn Sommer letztlich dazu führen, dass das Wohlergehen der Bevölkerung wächst. Diesen Geniestreich, den Egoismus des Einzelnen mit dem Wohlergehen der Allgemeinheit zu verknüpfen, haben wir vor allem den Ökonomen des 18. Jahrhunderts zu verdanken. Allerdings wissen wir mittlerweile auch, dass dieser Mechanismus an vielen Stellen gnadenlos versagt. Ganze Volkswirtschaften taumeln von einer existenziellen Krise in die nächste. Millionen von Menschen leben in miserablen Verhältnissen und wir zerstören brutal unsere Umwelt. Die Aktivitäten der Wirtschaft und die Sorge um das Gemeinwohl driften immer weiter auseinander.



Woran liegt das?

In den nächsten Kapiteln gehen wir dieser Frage etwas genauer nach und zeige vor allem Alternativen auf, die den uralten Anspruch an die Ökonomie ernst nehmen:

Die Wirtschaft hat den Menschen zu dienen.

Zum nächsten Kapitel (2) „Ursachen für die Entfernung vom Gemeinwohl“

*Name erfunden

Teil 2: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Warum gerät das Gemeinwohl beim Wirtschaften aus dem Blickfeld?

Da uns die Steaks, Smartphones, die schönen Klamotten und was wir sonst noch für unser Leben benötigen nicht einfach morgens auf dem Frühstückstisch serviert werden, müssen wir uns plagen und mühen, um diese Sachen zu bekommen. In der Sprache der Ökonomen heißt das, wir müssen mit unseren nur begrenzt zur Verfügung stehenden Mitteln wirtschaften, uns genau überlegen, wie wir unsere Kräfte sinnvoll einsetzen, wenn wir die nur knapp vorhandenen Güter nutzen wollen.

Wirt-schaften

In dem Begriff Wirtschaft steckt nicht zufällig das Wort Wirt, der Gastgeber oder der Haushälter. Wie ein guter Wirt sollte sich auch die Wirtschaft darum kümmern, dass alle Beteiligten heute und in der Zukunft ausreichend und zu ihrer Zufriedenheit mit Gütern und Dienstleistungen versorgt werden.



In vielen Länderverfassungen, die in der Regel kurz nach dem 2. Weltkrieg formuliert wurden, findet man diesen Anspruch klar und deutlich formuliert. So etwa in der Bayerischen Landesverfassung Art. 151 „Die Wirtschaft hat dem Gemeinwohl zu dienen.“ In der Realität entfernen wir uns allerdings zunehmend von diesem Anspruch, und dies wird weder von den großen Medien noch von führenden Politikern sonderlich beklagt. Sehr erstaunlich! Denn weltweit stirbt immer noch knapp ein Siebtel der Menschheit an den Folgen des Hungers. Dieses massenhafte Sterben ist vollkommen überflüssig, technisch wären wir durchaus in der Lage statt der zurzeit auf der Erde lebenden sieben Milliarden auch zwölf Milliarden Menschen zu ernähren. Aber auch national – hier im reichen Deutschland – klaffen die sozialen Unterschiede immer weiter auseinander. Dem teilweise kaum vorstellbaren Reichtum einer Minderheit stehen 14 Millionen Menschen gegenüber, die sich in sogenannten prekären Arbeitsverhältnissen einrichten müssen. Fünf Millionen Menschen in Deutschland erhalten ALG II. Gut 14 Prozent der deutschen Bevölkerung ist von Armut bedroht. Dazu zerstören wir durch unsere Art und Weise des Wirtschaftens dauerhaft unsere natürliche Umwelt.

Gutes Wirtschaften sieht anders aus.

Dabei darf nicht vergessen werden: Diese Art des Wirtschaftens hat System. Nicht die Mehrung des Gemeinwohls erhitzt die Gemüter in wirtschaftsorientierten Kreisen, heiß diskutiert werden dagegen alle Wege, die eine Maximierung der Rendite in Aussicht stellen. Die Mehrung des Gewinns, ursprünglich als Mittel zur Motivation für ein gutes Wirtschaften gedacht, hat sich zum dominierenden Ziel der wirtschaftlichen Tätigkeiten entwickelt. Mittel und Ziel des Wirtschaftens werden vertauscht. Dies ist eigentlich ein glatter Verfassungsbruch, aber (noch) traut sich keiner, diese Klage zu führen.

Diese Zaghaftheit mag auch daran liegen, dass das ökonomische Denken („Rentiert sich das für mich?“) mittlerweile in allen Köpfen fest verankert ist. Krankenhäuser, Altenpflegeheime, Theater oder Universitäten werden nach ökonomischen Kriterien geführt. Damit steht nicht mehr die Frage im Mittelpunkt, wie es den Patienten, dem Pflegepersonal oder den alten Menschen geht, sondern wie diese Organisationen so gestalten werden können, dass sie den Kapitaleignern eine ausreichende Rendite bringen. Konsequenter Weise sind die Börsenkurse mittlerweile zum festen Bestandteil der großen Nachrichtensendungen geworden. Steigende Renditen sind immer eine gute Nachricht.

Wer fragt da schon für welchen Zweck diese Renditen entstehen konnten?

Warum spekulieren die Banken heute lieber mit ihren Einlagen auf den Finanzmärkten, als dieses Geld als günstige Kredite an den Mittelstand zu geben? Mit Stephane Hessel, dem alten Widerstandskämpfer aus Frankreich, mag man in den Ruf „Empört Euch!“ einstimmen. Aber mangels einer Alternative traut sich kaum einer, den wirklichen Aufstand zu wagen. Aber auch hier gilt: Wer sucht, der findet. Mittlerweile gibt es konkrete Entwürfe einer neuen Ökonomie, in denen der Mensch und nicht die Rendite im Mittelpunkt steht. Es ist eine spannende Diskussion, die langsam aufbricht. Wir alle sind aufgefordert, uns daran zu beteiligen.

In den folgenden Kapiteln stellen wir einige Grundkonzepte dieser neuen Wirtschaftsweise vor.

Weiter zum Kapitel „Menschenbild“ (3) – gibt es den Homo oeconomicus?

Teil 3: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Nehmen wir uns doch mal ernst – oder: Was wollen wir eigentlich?

In den Lehrbüchern der Volkswirtschaftslehre und in den meisten politischen Diskussionen geistert immer noch das Zerrbild über den Menschen als ein „homo oeconomicus“ herum. Demzufolge sind wir knallhart rational und egoistisch handelnde Individuen, die vor allem mehr Geld, mehr Ansehen und mehr Luxus haben wollen. Der Mensch ist – diesem Konzept zufolge – kaum mehr als ein kühl kalkulierender Selbstoptimierer. Dieses Menschenbild wird – unterstützt von tonangebenden Propheten aus der Welt der landab gepredigt. Die wir ja alle letztlich



Wirtschaft – landauf und Kernbotschaft lautet: Da materialistisch

veranlagte Egoisten sind, sind und die Anreizsysteme in den Gesellschaft so zu gestalten, dass die Beteiligten dabei möglichst viel Geld verdienen können. Nun wird niemand leugnen wollen, dass an dieser Denkweise was dran ist. Mit dem Versprechen auf ein höheres Einkommen sind viele Menschen in der Tat zu den aberwitzigsten Höchstleistungen bereit. Sie sind zu allem bereit, sie arbeiten bis zum Umfallen, setzen sowohl ihre eigene Gesundheit als auch engste Beziehungen zu anderen Menschen aufs Spiel. Zudem wird dieses Verhalten in der Gesellschaft hoch geschätzt, selbst dann, wenn sich eine gehörige Portion Skrupellosigkeit in dem Verhalten offenbart. Mehr noch: Wer dieses Spiel nicht mitmacht, wird irgendwann rausgekickt, bleibt im günstigsten Fall noch Mittelmaß, mit der ständigen Angst im Nacken, die Treppe noch weiter herunter zu fallen. Die statistischen Daten sind da eindeutig. Auf der einen Seite haben wir immer weniger wirklich Wohlhabende, die allerdings im Geld schwimmen, und auf der anderen Seite wächst die Zahl der Menschen, die am unteren Rand der Gesellschaft kämpfen. Der Mittelbau wird kleiner und ist mit dem ständigen Kampf gegen den Abstieg beschäftigt.

die Lenkungsmechanismen einzelnen Sektoren der

Pardon, aber sind wir wirklich nicht mehr als kühl kalkulierende Geldmaschinen? Es weiß doch eigentlich jede und jeder, wir können uns noch so sehr mit Geld eindecken und uns mit Ellbogenkraft im gesellschaftlichen Ranking hochkämpfen. All das macht uns nicht satt. Die Psyche krepirt bei solchen Verhaltensweisen. Das ist uraltes Menschheitswissen, alle Religionen, die Künste und die Philosophen werden nicht müde, die Menschen an ihr riesiges Potenzial zu erinnern, das weit über die schlichte Geldgier hinausgeht. Und wer will, kann es sich darüber hinaus durch die neuesten Erkenntnisse aus der Hirnforschung bestätigen lassen: Wenn wir ein einigermaßen glückliches und zufriedenes Leben führen wollen, dann müssen wir dafür sorgen, dass wir gute Beziehungen zu unseren Mitmenschen aufbauen, dass wir eine Aufgabe finden, mit der

wir uns identifizieren können. Wir alle wollen von anderen anerkannt und geliebt werden, so wie wir sind. Schließlich brauchen wir eine gute Balance Zeit zwischen Ruhe und Anspannung. Nur wenn wir unser Leben entlang diesen Werten einrichten, können wir unsere ureigenen Bedürfnisse befriedigen.

Das Modell „Hamsterrad“

Das Modell „Hamsterrad“, verbunden mit der Aussicht auf noch mehr Geld, entspricht eben nicht oder nur zu einem kleinen Teil der Natur des Menschen. Außerdem ist zu beachten, dass erst die Befreiung vom ständigen Kampf um noch mehr Geld die nötigen Räume schafft um auch wahrnehmen zu können, was uns umherum geschieht. Diese Fähigkeit der Empathie, der mitfühlenden Teilnahme an der Umwelt, war über Jahrtausende ein Evolutionsvorteil der Spezies Mensch gegenüber vielen anderen Gattungen. Hätten wir diese Fähigkeit zur Kooperation und Mitgefühl nicht, wären wir wohl längst von diesem Globus verschwunden. All dies scheint zurzeit in Vergessenheit zu geraten. Stattdessen trimmen wir unsere Kinder schon von Geburt an auf Konkurrenz und Leistung. Die angeblichen Erfordernisse der Wirtschaft durchziehen wie ein widerwärtiges Krebsgeschwür unser ganzes Leben bis in die letzte Minute unseres Tages. Das höchst fragwürdige Menschenbild, das unserer Wirtschaft zugrunde liegt, ist zum allgemeingültigen Menschenbild der Gesellschaft geworden. Wir sind so mit der Zerstörung unserer individuellen, seelischen und körperlichen Gesundheit beschäftigt, dass wir dabei kaum bemerken, wie wir gleichzeitig das ökologische Gleichgewicht auf dieser Erde durcheinander bringen. Ganz zu schweigen von den konkreten menschlichen Katastrophen, die sich überall auf der Welt in Folge der Armut und Ausbeutung abspielen. Warum lassen wir uns das alles gefallen? Warum lassen wir uns auf kleinmütige und geldgierige Maschinen reduzieren?

Unbestritten ist, dass wir eine Wirtschaftsweise konzipieren müssen, die ein Überleben der Menschen auf diesem Globus ermöglicht und uns in die Lage versetzt, ein gesundes Leben führen zu können. Unserer Ansicht nach muss diese Wirtschaftsweise nicht auf individueller Konkurrenz sondern auf Kooperation aufbauen.

Im nächsten Kapitel (4) „Wirtschaften für das Gemeinwohl ist möglich“ wollen wir aufzeigen, dass Kooperation und effektives Wirtschaften keine Widersprüche sind, sondern zusammengehören.

Teil 4: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Wirtschaften für das Gemeinwohl ist möglich (1)

Das erfolgreiche Unternehmen in einer gemeinwohlorientierten Wirtschaft

In jeder Stadt, in der es eine Fußgängerzone gibt, reihen sich Ladenketten, in denen man zu Spottpreisen alles Mögliche kaufen kann. Jeans für 10€, Haushaltswaren für 1€, Fleischklumpen mit reichlich Ketchup für 0,99€. Die Kunden schauen auf den Preis und mögen es gern billig. Alle wissen um die miserablen Arbeitsbedingungen und die enorme Umweltbelastung, die allein durch die langen Transportwege entstehen, handeln aber – auch wenn die Geldbörse ein anderes Verhalten zulassen würde – lieber nach dem Prinzip „Geiz ist geil“. Sollte etwa ein junger dynamischer Jungunternehmer auf die Idee kommen, im Raum Lüneburg eine Kleiderfabrik zu gründen, die auch noch ökologisch hohe Ansprüche an die Produktion stellt, wird er kaum eine Chance haben. Hier läuft etwas falsch. Vernünftiges Verhalten wird in unserer Wirtschaft bestraft. Nachhaltigkeit – wenn sie überhaupt von einem Unternehmen in die strategischen Überlegungen eingebunden wird – ist in vielen Fällen kaum mehr als Instrument des Marketing, was aber sofort wieder fallen gelassen wird, wenn der Wind sich dreht.

Dass es auch anders geht, will eine zunehmende Anzahl von Unternehmen unter Beweis stellen, die sich auf das Experiment der Gemeinwohlökonomie eingelassen haben. Für die meisten von uns ist es selbstverständlich, dass ein Unternehmen dann erfolgreich ist, wenn es einen hohen Gewinn erzielt. Klar, der Gewinn ist für den selbst arbeitenden Unternehmer wichtig, es ist schließlich sein Einkommen. Etwas anders liegt die Sache beim Aktionär, denn viele Aktionäre haben keinerlei Bezug zur unternehmerischen Tätigkeit und sind vornehmlich an den Dividenden und Kursen interessiert.



Welchen Beitrag die jeweilige Aktiengesellschaft für das Wohl der Allgemeinheit leistet, interessiert die meisten Aktionäre nur beiläufig. Ein ganz anderes Interesse hat die Allgemeinheit – und damit auch der Staat. Für den Staat sollte nicht die Höhe des Gewinns, sondern der Beitrag, den das Unternehmen

zur Verbesserung des Lebensstandards der Bevölkerung leistet, von Bedeutung sein. Der Staat, als Repräsentant der Allgemeinheit, hat das Recht zu erfahren, wie das Unternehmen beispielsweise mit den Beschäftigten umgeht oder wie stark es durch seine Produktion die Umwelt belastet. Aus Sicht der Allgemeinheit ist der Gewinn ein unzureichender Indikator für ein erfolgreiches Unternehmen, die Allgemeinheit interessiert vielmehr, ob das Unternehmen sozial, ökologisch und natürlich auch ökonomisch nachhaltig wirtschaftet. Hier muss der Staat anknüpfen, in dem er alle Unternehmen verpflichtet, über die bisherige eindimensional monetär ausgerichtete

Bilanz eine Gemeinwohnbilanz zu erstellen, in der auch ökologische und soziale Faktoren erfasst werden- Unternehmerischer Erfolg setzt sich dann aus einer Reihe von Kriterien zusammen, die sich in einem GemeinwohlindeX zusammenfassen lassen. Der GemeinwohlindeX bildet nunmehr (statt des monetären Gewinns) die Grundlage für die Besteuerung oder die Subventionierung des Unternehmens.

Belohnungen für gemeinwohlorientierte Unternehmen

Belohnt wird das Unternehmen, das sich im Sinne des Gemeinwohls verhält und nicht das Unternehmen, das hauptsächlich die Preise drückt und die Gewinne maximiert. Hinzu kommt, dass nicht nur der Staat diesen GemeinwohlindeX erfährt, sondern dass alle Konsumenten hierüber informiert werden, wenn sie ein Produkt von diesem Unternehmen kaufen. Dies kann man einfach realisieren, in dem man auf jedes Produkt neben dem Preis den GemeinwohlindeX des Unternehmens bzw. des Produkts mit angibt. Es gibt dann beispielsweise fünf Kategorien (von extrem wenig nachhaltig bis zu vorbildlich nachhaltig) und somit erhält jeder Kunde beim Kauf wesentliche Informationen über das Unternehmen und das erworbene Produkt. Es bleibt ihm freigestellt, was er kauft, aber er wird auch darauf hingewiesen, was er sich da in seine Hütte geholt hat. Ein wenig ähnelt dieses Verfahren dem heute selbstverständlichen Aufdruck auf Zigarettenpackungen.

All das wird in der Praxis schon umgesetzt. So haben sich in Deutschland und Österreich bereits knapp 2000 Unternehmen freiwillig bereit erklärt, diese Nachhaltigkeits- bzw. Gemeinwohnbilanzen zu erstellen. Mit dem Aufwand, den die Unternehmen auf sich nehmen, ist Nachhaltigkeit und Gemeinwohlorientierung in jedem Fall mehr als ein reiner Marketing-Gag. Noch haben diese Gemeinwohnbilanzen keinerlei steuerlichen Auswirkungen auf die Unternehmen, aber vielleicht wird der Gesetzgeber auf diese Bewegung aufmerksam ...

Weitere Informationen zur Gemeinwohlorientierung von Unternehmen sind unter folgenden Links zu finden:

<https://www.ecogood.org/was-ist-die-gemeinwohl-oekonomie>

oder unter

www.akademie-solidarische-oekonomie.de

Im nächsten Kapitel (5) „Anderer Umgang mit Geld“ geht es um die Frage, wie wir arbeiten wollen.

Teil 5: Solidarische Ökonomie in der Praxis

Wirtschaften für das Gemeinwohl ist möglich (2)

Der andere Umgang mit Geld

Stellen wir uns doch mal ganz dumm: Wofür benötigen wir eigentlich Geld? Die Ökonomen haben in der Regel drei Antworten parat: Man braucht Geld, um Waren zu kaufen (Tauschfunktion), um einen vernünftigen Wertmaßstab zu haben (Wertmesser) und um Werte aufbewahren zu können (Wertaufbewahrungsfunktion). Im täglichen Leben sprechen wir dem Geld freilich noch mehr Eigenschaften zu. Geld zu haben, bedeutet, ein luxuriöses Leben führen zu können und überhaupt auf der Sonnenseite des Lebens zu stehen. Das Schönste am Geld ist, dass derjenige, der über Geld verfügt, noch mehr Geld dazu bekommt, einfach so, ohne eine Leistung zu erbringen. Geld kann sich scheinbar aus sich selbst heraus vermehren. Wenn wir unser Geld irgendwo anlegen und „das Geld arbeiten lassen“, meinen wir ja genau diese Eigenschaft. Hier stimmt nun etwas nicht, denn natürlich kann Geld nicht arbeiten und sich auch nicht aus sich selbst heraus vermehren. Entweder halten Menschen irgendwo hierfür ihre Knochen hin, oder es wird hoch riskant getrickst. Je höher die Rendite, desto fragwürdiger die Vermehrung. Wenn es heute überall heißt: „Der nächste Crash kommt bestimmt“, so dürfen wir die Ursache für diese Gefahr getrost in dem enormen Reiz, den die Geldvermehrung auf viele Menschen ausübt, suchen. Die Gefahr ist allgemein bekannt – allerdings keineswegs gebannt. Dabei gibt es seit Jahrzehnten Konzepte, um diese für die gesamte Gesellschaft so gefährliche Eigenschaft des Geldes zu begrenzen, sie stoßen bei den Gewinnern dieses Spiels naturgemäß auf wenig Gegenliebe. Aber wir sollten beachten,



das ein Geldsystem, das sich auf die Grundfunktionen des Geldes (s.o.) konzentriert, möglich ist.

Die notwendige Bedingung hierfür besteht lediglich darin, dass das Recht, neues Geld in Welt zu setzen, nur vom Staat, genau genommen der Zentralbank, genutzt werden darf. Dies ist eigentlich eine Selbstverständlichkeit und in der

Vergangenheit haben die Staaten immer wieder versucht, dieses sogenannte Geldschöpfungsmonopol für sich zu beanspruchen, sind dabei allerdings früher oder später stets gescheitert. Immer wieder haben findige Kaufleute dieses Monopol unterlaufen, denn das Geschäft mit dem Geld ist einfach zu lukrativ. Heute können die Banken Geld in fast beliebiger Höhe in die Welt setzen und sich damit quasi risikolos bereichern. Wenn sie das Geld, das sie – durch großzügige Kreditvergabe – in die Welt gesetzt haben, nicht zurückbekommen und die Einlagen nicht mehr auszahlen können, sehen entweder die Gläubiger sehr alt aus oder – so ist die heutige Praxis – die

Allgemeinheit rettet die jeweilige Bank durch großzügige Steuergeschenke. Die Pleite der US-amerikanischen Investment Bank „Lehmann Brothers“ sitzt allen noch in den Knochen.

Von der Geldschöpferin zur Geldvermittlerin

Wenn nun die Banken kein neues Geld schaffen können, sind sie nicht mehr als Vermittlungsstellen für Zentralbankgeld. Für die Vergabe von Krediten erhalten sie wohl noch eine Gebühr, die Zinsen – wenn sie denn erhoben werden – fließen aber an die Zentralbank. Die heute so lukrativen Geschäfte auf den Finanzmärkten verlieren ihren Reiz. Die Vorteile dieses Systems, des sogenannten Vollgeldsystems, liegen offen auf der Hand. Dadurch dass die Banken quasi treuhänderisch lediglich Zentralbankgeld verleihen bzw. als Einlage verwalten, sind diese Einlagen absolut sicher und das Geld kann dorthin fließen, wo es gesellschaftlich benötigt wird, nämlich in den sogenannten produktiven Bereich. Die erwartete Rendite ist nicht mehr das allein entscheidende Argument für die Vergabe eines Kredits, vielmehr können nun auch weitere Kriterien wie der gesellschaftliche Nutzen, die Umweltverträglichkeit etc. an die Kreditvergabe geknüpft werden. Ein mittelständischer Betrieb ist für die Bank ein ebenso guter Kunde, wie ein riesiges Unternehmen oder ein Finanzhai.

Rechtlich ist diese Umstellung relativ leicht zu haben. Im Bankengesetz wäre der Paragraph zu ändern, der es den Banken erlaubt, durch die Vergabe von Krediten selber Geld zu schöpfen. Da die Banken kaum auf dieses Recht verzichten wollen, wird diese kleine Änderung natürlich nur mit großer politischer Kraftanstrengung zu erreichen sein.

Im nächsten Kapitel (6) „Wie wollen wir arbeiten“ geht es um die Arbeitsbedingungen, die uns das gegenwärtige Wirtschaftssystem aufnötigt.

Teil 6: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Wie wollen wir arbeiten?

Bettina Bräuer lebt im Osten der Republik und ist gelernte Bauingenieurin. Durch Krankheit und Kinderziehung konnte sie längere Zeit nicht in ihrem gelernten Beruf arbeiten und dann war – wie man so schön sagt – der Zug abgefahren. Sie ist zu alt und nicht mehr auf dem neuesten Stand der technischen Entwicklung und damit nicht mehr vermittelbar. Bettina will nicht von Hartz IV leben und sucht sich Arbeit als „Raumpflegerin“. Hier findet sie zwar reichlich Arbeit, aber sie wird miserabel bezahlt. Um über die Runden zu kommen hat sie zurzeit 5 Stellen, arbeitet 60 Stunden/Woche und kommt auf ein monatliches Einkommen von gerade mal 1000€. Diese in der Süddeutschen Zeitung vom 4. Januar 2014 geschilderte Geschichte ist kein Einzelfall. Bei der Bundesagentur für Arbeit sind gegenwärtig drei Millionen Multijobber registriert, viele davon in prekären Verhältnissen wie Frau B.

Arbeit ist nicht gleich Arbeit

Das Verhältnis unserer Gesellschaft zur Arbeit ist schon sehr merkwürdig. Hausarbeiten, wie die Küche und das Bad putzen, die Pflege unserer alten Eltern, Kindererziehung und vieles mehr wird von den Volkswirten, die das Bruttoinlandsprodukt berechnen, nicht als Arbeit angesehen. Dabei weiß jedes Kind, dass unser Wohlstand zusammenbrechen würde, wenn diese Arbeiten nicht gemacht würden. Trotzdem wird in der gesellschaftlichen Wertschätzung eine unentgeltliche Tätigkeit nicht als Arbeit gewürdigt. Als Arbeit gilt nur Erwerbsarbeit, sie wird damit zu einer am Markt gehandelten Ware. Der Wert der Arbeit misst sich damit an dem am Markt erzielten Tauschwert und nicht am Nutzwert für die Gesellschaft. Ein großes gesellschaftliches Missverständnis.



Durch die Macht, die wir dem Markt in diesem Bereich geben, kommt es zu geradezu aberwitzigen Ergebnissen. Die Krankenschwester, die Erzieherin oder der Müllarbeiter, deren Nutzwert für die Gesellschaft unbestritten immens hoch ist, werden mit kleinen Löhnen abgespeist. Der Hedgefondmanager, dessen Nutzen für die Gesellschaft sehr fraglich ist, kann dagegen – wie einst Donald Duck – in seinem hauseigenen Schwimmbaden im Geld baden. In konkreten Zahlen: Die Spreizung zwischen Mindestlohn und den Einkommen der Spitzenverdiener in der Wirtschaft liegt in Deutschland bei 1: 6000!

Arbeit macht uns krank

Es geht noch weiter: Wer seine Arbeitskraft auf dem Markt feilbieten muss, muss – trotz Kündigungsschutzgesetzen – damit rechnen, von diesem Markt wieder ausgespuckt zu werden. Von den rund 36 Millionen Erwerbstätigen arbeiten gut 14 Millionen in prekären Arbeitsverhältnissen, bei denen es in der Regel kaum Probleme für die Unternehmen gibt, diese Arbeitsverhältnisse zu kündigen. Aber auch diejenigen, die einen regulären Vollzeit Arbeitsplatz haben, leben in der ständigen Angst, vor die Tür gesetzt oder anders kalt gestellt zu werden. Das verkraften die Wenigsten, viele werden krank. 14 Prozent aller Fehltag haben ihren Grund in der psychischen Belastung am Arbeitsplatz, 40 Prozent der Frühverrentungen haben die gleiche Ursache. Psychosomatische Erkrankungen jeder Art sind hier noch gar nicht eingerechnet. Burnout ist zu einer Alltagserscheinung geworden. Es wäre zynisch, dies mit der Bemerkung, die Marktwirtschaft funktioniere halt so, einfach abzutun.

Die Befreiung aus der Tretmühle der Arbeit ist dringend nötig

Wir arbeiten, um unseren Beitrag für das gesellschaftliche Leben zu leisten, aber ebenso, weil wir in dieser Arbeit persönliche Erfüllung, soziale Kontakte und Anerkennung finden und pflegen können. Wenn wir diese Aspekte nicht ausreichend würdigen und beachten, läuft etwas schief, es kommt zu dauerhaften Schäden nicht nur der individuellen Gesundheit, sondern auch des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Wir werden uns sozusagen selber fremd.

Wie soll eine Gesellschaft funktionieren, in der die Menschen große Teile des Tages fremdbestimmt und unter Stress leben müssen? Kein Mensch hat da noch Energie und Zeit übrig, um einen Blick über den Tellerrand zu werfen, etwa auf die Umweltschäden oder auf die Menschen, deren Leben wir durch unser Verhalten tatkräftig ruinieren. Hier liegt heute vielleicht der Kernpunkt der Kritik an einer kapitalwirtschaftlich organisierten Marktwirtschaft. Wir arbeiten unaufhörlich – vielfach ohne Sinn und Verstand – und verlieren darüber den Blick für das Wesentliche. Wir müssen uns aus der Tretmühle des Arbeitsdrucks befreien und den Mut zur Muße entwickeln, sonst basteln wir – offenen Auges – an unserer eigenen Selbstzerstörung. Eine entschleunigte Welt mit weniger, aber sinnvoller und menschenfreundlicher Arbeit ist dringend nötig, und sie ist möglich! Dieser Auffassung sind mittlerweile immer mehr Menschen.

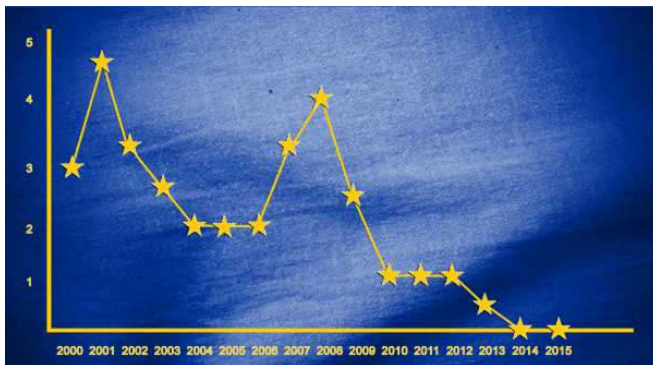
Darüber wird in den nächsten Kapiteln ausführlicher zu berichten sein.

Im nächsten Kapitel (7) „Politik der EZB“ geht es um die Geldpolitik der Europäischen Zentralbank (EZB) – und welche Auswirkungen diese Politik auf unser Leben und Arbeiten hat.

Teil 7: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Die europäische Zentralbank (EZB) – Geld aus dem Füllhorn

Mit Beginn des Jahres 2015 überstürzen sich geradezu die Meldungen zur Rettung der strukturschwachen und überschuldeten Länder in Europa. Eine zentrale Rolle kommt hier der EZB zu. Mit der Zusage zum Ankauf von Staatsanleihen von mehr als einer Billionen € pumpt sie reichlich Geld in den Kreislauf. Gleichzeitig schränkt sie ihre Großzügigkeit auch ein, wenn sie betont, dass diese Zusage sich aber keinesfalls auf Staatsanleihen von Griechenland beziehe, dem Land, das am meisten in der Klemme sitzt. Wie auch immer, mit der Politik des extrem billigen Geldes folgt die EZB dem langjährigen Vorbild der Federal Reserve Bank in den USA, einer Politik, die wesentlich zur großen Finanzkrise 2008 beigetragen hat. Sie betreibt nun eine indirekte Staatsfinanzierung, die nach den Maastricht-Verträgen rechtlich umstritten aber dem Tenor jüngster Gutachten nach wohl zulässig ist. Die EZB wird im großen Stil Gläubiger der verschuldeten Staaten und befreit damit die privaten Finanziere, allen voran die Banken, von jedem Ausfallrisiko. Die Absicht ist klar: Durch die Ausweitung der Geldmenge soll die Deflationsgefahr eingedämmt werden und gleichzeitig das Wachstum gefördert werden.



Kritik von allen Seiten

Ob diese Rechnung aufgeht wird von vielen Seiten bezweifelt. Aus der Fülle der Argumente möchten wir zwei herausgreifen.

1. Es ist nicht davon auszugehen, dass in der aktuellen Situation durch eine Politik des billigen Geldes Investitionen in der sogenannten Realökonomie gefördert werden. Das zusätzliche Geld wird stattdessen überwiegend auf den Finanzmärkten landen und dort die Inflation, die auf den Gütermärkten ausbleibt, weiter anheizen. Insofern fördert die Politik der EZB geradezu die Blasenbildung und die damit verbundene Gefahr des nächsten Crashes.
2. Das Programm der EZB treibt den unseligen Prozess von steigender Staatsverschuldung bei spiegelbildlich steigenden Vermögen weiter voran. Die überschuldeten Staaten (zu denen auch Deutschland gehört) kommen damit aus dem Teufelskreis steigender Schulden nicht heraus. Schon heute macht der Kapitaldienst in mehreren Staaten 5 Prozent des BIP aus.

Die Staaten werden zunehmend zum Opfer ihrer laschen Haltung gegenüber den Banken. So haben alle Staaten in den zurückliegenden 50 Jahren die Geldschöpfung weitgehend den privaten Banken überlassen. Der weitaus größte Teil des umlaufenden

Geldes wird durch weitere Aufnahme von Schulden bei Geschäftsbanken in die Welt gesetzt. Eine Geldpolitik, die das Übel an den Wurzeln fassen will, müsste hier ansetzen.

Vorschlag 1: Vorhandenes Geld umverteilen

In einem ersten Schritt liegt es nahe, an das reichlich vorhandene Vermögen und die Einkommen zu gehen. Es müssen also in der gesamten EU die Einkommensteuern für sehr hohe Einkommen (aus Arbeit und Kapital), sowie für große Vermögen erhöht oder wieder eingeführt werden. Weiterhin muss endlich die Finanztransaktionssteuer kommen. Damit die zusätzlichen Staatseinnahmen nicht wahllos in irgendwelchen Investitionen versickern, sind auf nationaler wie auf EU-Ebene ökologisch sinnvolle Investitionen zu fördern. So kommt auch in den Krisenstaaten die Wirtschaft wieder in Gang, die sehr hohe Arbeitslosigkeit wird reduziert und Jugendliche erhalten eine Perspektive. Forderungen dieser Art werden schon seit einiger Zeit erhoben, haben sich aber bis heute politisch nicht durchgesetzt.

Vorschlag 2: Geld und Schulden trennen

Selbst bei einer weitgehenden Durchsetzung dieser Forderungen würde freilich das grundlegende Übel kapitalistischer Geld- und Wirtschaftspolitik nicht beseitigt. Staaten, die Geld benötigen, bekommen dies nur, wenn sie sich gleichzeitig verschulden. Von diesem Prinzip weichen die Damen und Herren der EZB, des IWF oder der EU nicht ab, selbst wenn ein Land, wie Griechenland, eine Staatsverschuldung von 170 Prozent aufweist – seine Schulden also nie zurückzahlen kann.

Angesichts dieser wenig erfreulichen Situation ist es der Mühe wert, sich darauf zu besinnen, worin die Hauptaufgabe des Geldes liegt. Geld ist im Wesentlichen ein Tauschmittel. Konzentriert man sich auf diese Grundfunktion, besteht keinerlei Notwendigkeit, Geld über die Schaffung von Schulden in die Welt zu setzen. Heute werden in der Ökonomie wieder eigentlich alte Konzepte wie die des Vollgeldes oder des Aktivgeldes diskutiert. Sie zeigen auf, dass Geld haben und Schulden haben keinesfalls zwei Seiten einer Medaille sind. Noch haben diese Konzepte bei den Parteien keine Resonanz gefunden. Es lohnt sich aber – gerade heute –, genauer hinzuschauen und Maßnahmen zu ergreifen, die in diese Richtung führen.

Erste Schritte wagen

Aus ökonomischer Sicht ist es ein reizvoller Gedanke, aus der EZB eine Bank, nennen wir sie „Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung“ auszugliedern, und ihr die Möglichkeit einzuräumen, Staaten mit Geld zu versorgen, die dieses nicht zwangsweise zurückzahlen müssen. Es handelt sich ja um EZB-Geld, das nicht unbedingt Schuldgeld sein muss. Juristisch ist dies zurzeit nach den Bestimmungen des Lissaboner Vertrages nicht möglich, aber auch kein unüberwindbares Hindernis. Denn: Was macht die EZB jetzt anders, wenn sie von hoffnungslos überschuldeten Staaten Anleihen in großem Umfang aufkauft? Natürlich muss die Vergabe des Geldes an Auflagen geknüpft werden, die garantieren, dass das Geld nur für Zwecke verwendet wird, die dem Wohle der Allgemeinheit des betreffenden Staates dienen. An dieser Stelle bietet es sich geradezu an, auch mal das Volk fragen, was die Ökonomen wie Politiker bislang lieber vermeiden.

Diese Auflagen werden dann wohl nicht auf mehr Privatisierung, mehr Markt um jeden Preis oder auf weniger Staat hinauslaufen. Sie werden eher auf Investitionen und Infrastrukturmaßnahmen hinauslaufen, die unmittelbar den Bürger_innen und der Umwelt zu Gute kommen. Handeln wir uns damit eine gigantische Inflation ein? Diese Frage ist in der jetzigen Situation wohl eine Luxusfrage, aber auch langfristig haben die Ökonomen innerhalb dieses Systems genügend Instrumente an der Hand, die Inflationsrate unter Kontrolle zu halten.

Nur Mut, Herr Draghi

Angesichts der Situation in Griechenland und der ständig anwachsende Gefahr eines Crashes wird immer deutlicher, dass das gegenwärtige – erst in den zurückliegenden Jahren gewachsene – Schuldgeldsystem kurz vor dem Kollaps steht. Alternativen liegen in den Schubladen der Ökonomen. Vielleicht ist heute ein radikaler Wechsel unseres Geldsystems noch nicht durchsetzbar, aber anstatt – wie die EZB derzeit – beharrlich am Alten festzuhalten, könnten wir uns auf den Weg begeben und in kleinen Schritten in eine grundlegend neue Richtung gehen.

Diesen Mut wünschen wir Herrn Draghi.

Im nächsten Kapitel (8) „In einer globalisierten Welt die Region stärken“ beschäftigen wir uns mit der Frage, welche wirtschaftliche Rolle die Region spielen kann – und spielen sollte.

Teil 8: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Die ökonomischen Chancen der Region

„H&M bietet seit Anfang dieses Monats topschicke und preisgünstige Jeans an, die in der neuen Jeans-Fabrik in Lüchow-Dannenberg produziert wurden.“

Das wäre eine schöne Schlagzeile für den 1. April. Realistisch ist das aber nicht: Auf absehbare Zeit werden unsere Jeans weiterhin eine lange Reise um den Globus hinter sich haben, ehe wir sie zu einem Spottpreis bei H&M oder anderswo kaufen können. Ist das schlau? Man kann daran zweifeln. Die langen Transportwege belasten die Umwelt und verbrauchen sehr viele endliche Ressourcen, die Arbeitsbedingungen, unter denen die Hosen produziert wurden, kennen wir nicht so genau und fragen auch lieber nicht nach. Auf eine Jeans, die vielleicht gerade einmal 600 Gramm wiegt, kommt ein Ressourcenverbrauch von 32 kg. Für die Umwelt ist das ein sich millionenfach wiederholendes Desaster.

Wirklich schlau ist diese weltweite Arbeitsteilung nur nach der Logik der Märkte. Diese lieben lange Wertschöpfungsketten, denn je länger die Kette, desto mehr Menschen können daran verdienen. Nach humanen, ökologischen und sozialen Kriterien ist dieses Verhalten allerdings vollkommen irrational.

Damit stellt sich die Frage: Können wir relevante Teile der Produktion zurück in die Region holen? Wir möchten dazu zwei Überlegungen in den Raum stellen.

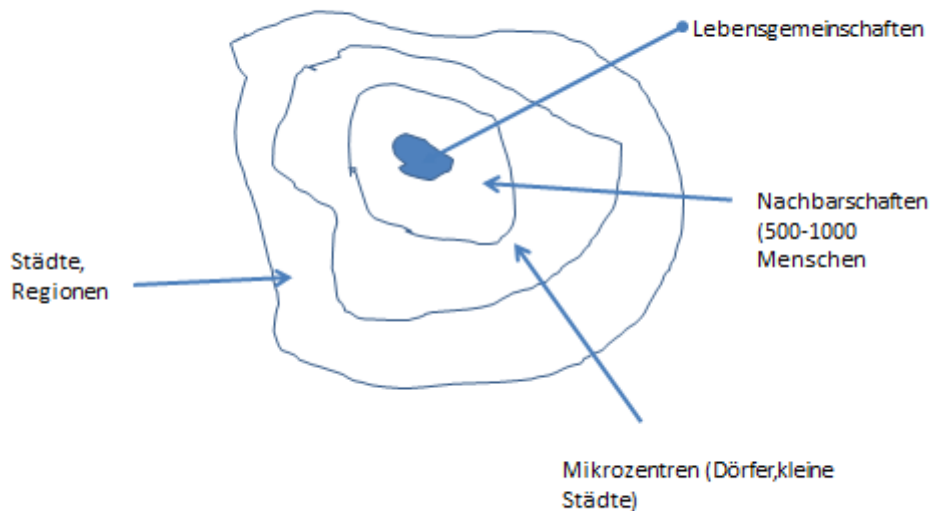
1. Die Entzauberung des weltweiten Freihandels

Internationale Organisationen wie die WTO und Freihandelsabkommen, wie die zurzeit diskutierten CETA oder TTIPP, sollen für einen unbegrenzten weltweiten Handel sorgen. Allen Befürwortern dürfte klar sein, dass der Aufbau regionaler Strukturen so systematisch erschwert wird. Nehmen wir nur einmal an, das Land Niedersachsen würde mit einem Investitionsprogramm dafür sorgen, dass in Lüchow-Dannenberg die oben genannte Jeansfabrik gebaut werden würde. Zudem würde es die Fabrik mit Auflagen belegen, dass die Rohstoffe und die Arbeitskräfte möglichst aus der Region kommen sollten. Das Land würde sich damit sofort eine Klage bei der WTO wegen Bevorteilung inländischer Anbieter einhandeln und müsste das Projekt stoppen. Derartige Fälle gibt es weltweit zuhauf. Eine gezielte und effektive Förderung regionaler Strukturen, in der zunächst einmal kleine Pflänzchen in einem geschützten Raum entstehen können, ist in einer auf Freihandel ausgerichteten Wirtschaft kaum noch möglich.

2. Die Wiederentdeckung der Subsistenzwirtschaft

Wer eins und eins zusammenrechnen kann wird sich darüber im Klaren sein, dass eine Reduzierung des erdumspannenden Handels für uns reiche Länder eine geringere Warenvielfalt mit sich bringen würde. Logischerweise entscheiden sich die meisten Konsument_innen für die Beibehaltung der globalen Märkte. Langfristig gesehen ist es aber sinnvoll, statt des bedingungslosen (und skrupellosen) globalen Handels die Subsistenz wieder zu entdecken und unseren (richtig gemessenen) Wohlstand dadurch erheblich zu steigern. Unter den Bedingungen einer globalisierten Welt ist Subsistenz wohl die intelligenteste Art und Weise, das Leben auf dieser Erde nachhaltig und für den Einzelnen sinnvoll zu gestalten. Die Vorteile einer Subsistenzwirtschaft liegen auf der Hand: Subsistenzwirtschaft entspricht einem auf Kooperation und Beziehung

aufgebauten Menschenbild, sie trägt wesentlich zu einer Entlastung der Umwelt bei, und ermöglicht, sich von den Fesseln großer Unternehmen zu befreien. Wie könnte eine auf Subsistenz aufgebaute Wirtschaftsweise aussehen?



Regionale Strukturen in einer auf Subsistenz aufgebauten Gesellschaft

Die Vision einer radikal regionalen Wirtschaft

In kleinsten privaten Bereichen werden gemeinsame Lebensformen wie Hausgemeinschaften, Kommunen etc. staatlich gefördert. In diesen sehr kleinen Gemeinschaften haben Menschen noch sehr enge persönliche Beziehung, die zwangsläufig ein hohes Maß an gegenseitiger Unterstützung mit sich bringt. Die nächst größere Einheit ist eine vergleichsweise kühle, das heißt schon nach partizipativen Regeln bestimmte Gemeinschaft von etwa 500 bis 1000 Menschen. Sie bildet eine städtische (oder dörfliche) Nachbarschaft. Diese Nachbarschaft arbeitet eng assoziiert mit einer Landgemeinschaft (Genossenschaft) zusammen, die weite Teile der Grundversorgung (Brot, Gemüse, Obst, Milch, Käse, Fleisch, Kleider, Möbel, Handwerk, etc.) übernimmt. Diese Nachbarschaft verfügt über ein großes Gemeinschaftseigentum mit Autos, Fahrrädern, Gartenmaschinen, Haushaltsgeräten etc. Weiterhin werden Dienstleistungen wie die Kinderbetreuung, die Versorgung älterer und pflegebedürftiger Menschen, die Reparatur und Wartung von PC, Steuererklärungen und vieles andere in der Nachbarschaft geregelt. Die Bürger_innen bringen sich mit einem Teil ihrer Zeit in diese Nachbarschaft ein. Da die Erwerbsarbeitszeit wesentlich unter 40 Stunden/Woche liegen wird, haben alle Menschen Ressourcen frei für diese Arbeiten in der nachbarschaftlichen Gemeinschaft.

Güter, die in diesen nachbarschaftlichen Verhältnissen nicht hergestellt werden können, werden in größeren Gemeinschaften, etwa der Region, produziert. Volkswirte gehen davon aus, dass insgesamt bis zu 50 Prozent unseres Bruttoinlandsproduktes (BIP) auf diese Art erwirtschaftet werden kann.

Natürlich wird es weiterhin notwendig sein, Güter industriell in Massenfertigung herzustellen. Hierzu gehören alle hochwertigen industriell gefertigten Waren wie Autos, Flugzeuge, Züge, große Maschinen etc. Es wird weiterhin große Behörden und Unternehmen geben, in denen ein großer Teil der Menschen ihrer Erwerbsarbeit – wie jetzt auch – nachgehen. Aber eben nicht mit 40 Std./Woche sondern vielleicht mit 20 Std./Woche. Das so erworbene Einkommen reicht vollkommen aus, da Subsistenz vielfach ohne Geldleistungen möglich ist, und alle Menschen ein Grundeinkommen erhalten.

Sollte es gelingen, dem globalen Handel eine funktionierende Subsistenzwirtschaft an die Seite zu stellen, wären wir in puncto Nachhaltigkeit einen riesigen Schritt vorangekommen. Das Zusammenleben der Menschen würde vollkommen anders aussehen als heute. Materieller Wohlstand weicht einem menschlichen – auf Beziehungen aufgebauten – Wohlstand.

Aus heutiger Sicht ist das zugegebener Maßen nur schwer vorstellbarer – wäre aber ein wünschenswerter und sehr reizvoller kultureller Wandel.

Im nächsten Kapitel (9) „Was können wir selbst tun?“ geht es um die Frage, was jeder Einzelne in der Gesellschaft zum Gelingen einer menschenwürdigen Wirtschaft schon jetzt tun kann

Teil 9: Die Solidarische Ökonomie in der Praxis

Was können wir selbst tun?

Es brennt weltweit. Die Flüchtlingsdramen im Mittelmeer und Gesamteuropa, die immer dringlicher werdenden Warnmeldungen der Ökologen und die wiederholten Hinweise vieler Ökonomen auf die nächste Finanzkrise lassen kaum noch Zweifel zu. Wir wiegen uns in falscher Sicherheit, wenn wir meinen, es werde sich schon alles einrenken. In den vergangenen Folgen haben wir auf mögliche und nötige Änderung der ökonomischen und politischen Rahmenbedingungen hingewiesen. Doch diese Änderungen sind gar nicht durchsetzbar, wenn nicht in der Bevölkerung gleichzeitig der Wille zu einer Änderung wächst und auch ausgedrückt wird. Als Bürgerin und Bürger haben wir zahlreiche Handlungsmöglichkeiten.

Wir – die Konsumenten

Die Rolle der Konsumenten wird zu Recht immer wieder in den Vordergrund gestellt, wenn es um darum geht, einen gesellschaftlichen Wandel zu bewirken. Durch unseren Kauf bestimmen wir, was produziert und angeboten wird.

Mit Waren aus der Region und Bio-Waren ist man sicher auf einem richtigen Weg. Allerdings ist Vorsicht geboten: BIO-Bananen aus Ecuador oder eine Flugreise mit grünem Anstrich haben immer noch einen ökologischen Rucksack, dessen Gewicht weit über dem liegt, was unser Klima vertragen kann. Wollen wir Konsumenten wirklich etwas bewirken, reicht BIO nicht aus, es steht unser gesamtes Konsumverhalten zur Disposition. Neigen wir doch alle dazu, unser Glück in den vielfältigen Konsumtempeln unserer Innenstädte und/oder in dem kurzen Zucken eines Fingers beim Kauf am PC zu suchen. Dabei weiß es Jedermann/Jedefrau – und Untersuchungen bestätigen dies –, dass wir nur einen Bruchteil der Güter nutzen, die wir kaufen.



Uns fehlt schlicht die Zeit, all die Güter, mit denen wir uns ausstatten, auch nur ansatzweise zu nutzen. Wir wollen immer mehr und werden trotzdem nicht satt. Die Botschaften der Werbung versprechen uns Glück. Dabei sind sich alle Wissenschaftler einig: Glück und Sinnerfüllung findet der Mensch nicht im Konsum, sondern in gelingenden sozialen Beziehungen und in einem guten Verhältnis zu sich selber. Nun kann sich wohl kein Mensch von den herrschenden Werten einer Gesellschaft gänzlich lossagen, aber wir haben schon die Freiheit, fürsorglicher mit uns und mit unserer Umwelt umzugehen. Liegt das Glück dieser Welt wirklich darin, in einem SUV, der 15 Liter Super plus auf 100 Kilometer frisst, rücksichtslos durch deutsche Innenstädte zu brettern?

Wir – die Bürger/innen

Vielleicht leben Sie auch in einer typischen Vorortsiedlung. Die Menschen sind sehr nett, sie pflegen die Nachbarschaft bei gelegentlichen Straßenfesten oder einem spontanen Plausch über den Gartenzaun. Selbstverständlich hat jedes Haus, ja jeder Haushalt eine Fülle von Geräten in seinem Keller und in seinem Haus herumliegen, die er nur sehr selten benutzt. Die Bohrmaschine, die elektrische Stichsäge, die elektrische Heckenschere, der Rasenmäher, ja selbst das Auto stehen oder liegen die meiste Zeit ihres Produktlebens irgendwo herum, kosten aber jedem Haushalt bei der Anschaffung erhebliches Geld und belasten allein durch ihre Herstellung und die spätere Entsorgung (auch wenn sie kaum benutzt wurden) in einem erheblichen Maße die Umwelt. Wie einfach wäre es, all' diese Geräte und Maschinen einfach gemeinsam zu kaufen und zu nutzen. Das Modell des Carsharing zeigt, dass dies selbst bei Autos möglich ist. Je mehr Menschen gemeinsam Maschinen und Autos nutzen, desto besser funktioniert das System. Es gibt mittlerweile eine Reihe von Initiativen und Internetplattformen, die das Teilen, Tauschen und Wiederverwenden erleichtern. Aber es geht noch weiter: Man kann ja nicht nur Sachgüter teilen, sondern auch Dienstleistungen tauschen. Herr X repariert Fahrräder, Frau Z unterstützt bei der Steuererklärung, Herr S. ist Fachmann bei Problemen mit dem PC, Herr N. kann sich in allen Fragen des Gemüseanbaus und der Gartenpflege aus, und dann gibt es eine Reihe von Leuten, die sich gerne um die kleinen Kinder oder auch um die Hausaufgaben der Größeren kümmern. Die Palette der Möglichkeiten ist grenzenlos.

All' diese Dienstleistungen werden in unserer bis ins letzte Detail arbeitsteiligen Gesellschaft gegen Geld hergestellt und deren Bereitstellung ist mitunter mit erheblichem Aufwand an Energie und Material (einer hohen Umweltbelastung) verbunden. Sollte es uns gelingen, diese Bereiche der Güterversorgung selbst in die Hand zu nehmen, machen wir uns zum einen unabhängig von irgendwelchen Anbietern, Das bietet viele Vorteile: Wir müssen weniger Geld ausgeben, tragen erheblich zur Entlastung der Umwelt bei, und unser Leben wird vielfältiger. Ökonomen schätzen, dass bis zu 50 Prozent unserer Güterversorgung durch eine derartige Subsistenzwirtschaft erzeugt werden kann. Dies könnte für manchen bedeuten, dass er/sie weniger Zeit für die Erwerbstätigkeit aufwenden muss und somit auch weniger verdient. Andererseits müssen wir mancherlei nicht kaufen und benötigen deshalb auch wesentlich weniger Einkommen.

Wir geben es zu: Es fällt es schwer, sich auf diese Gedankenspiele einzulassen. Aber ein Versuch ist es wert. Probieren Sie es doch einfach mal in einem kleinen, für sie überschaubaren Maße, aus. Ist diese erste Schwelle der gemeinsamen Organisation des täglichen Lebens erst einmal überschritten, könnten sich riesige weitere Möglichkeiten eröffnen.

